

Viele, die sich als gute Christen bezeichnen, wollen gleichzeitig von Bettlern, Flüchtlingen, Andersgläubigen nichts wissen. Was sagen Sie diesen Menschen?

Dieser Widerspruch tut weh. Unser Glaube sagt etwas anderes. Manchmal stehen hinter Aggressionen gegenüber sozial ausgegrenzten Personen konkrete Ängste. Vielleicht gelingt es zu verstehen, warum sich eine Angst aufgebaut hat. Es kann sein, dass jemand eine Enttäuschung erlebt hat oder in seinem Meinungsbild manipuliert wurde. Trotzdem hat jeder Mensch die Pflicht, sich weiterzubilden und über den Tellerrand der eigenen Befindlichkeit hinauszuschauen. Auch jenen Gläubigen, deren soziales Verhalten sehr fragwürdig ist, möchte ich nicht mit dem „Gestell“ ins Gesicht fahren. Ich weiß, dass ich selbst oft daneben bin. Ich habe mich meist dann persönlich weiterentwickelt, wenn ich zugeben musste, dass ich in einer bestimmten Situation oder gegenüber bestimmten Personen zu engherzig war. Dann musste ich mein Denken, mein Herz, meine Aufmerksamkeit weiten. Manchmal gelingt es durch einen bewussten Blick „von der anderen Seite“ auf dieselbe Situation. Durch die befreiende Botschaft von Jesus und durch die Gebete, die uns mit Gott verbinden, hätten wir die Fähigkeit, einen viel größeren Identitätsraum aufzumachen. Das heißt, mehr Menschen in das faktische „Wir“ hereinzunehmen, wie wir das bei Jesus lernen können. Er hat, wenn man so will, seinen persönlichen „Raum einer angebotenen Zugehörigkeit“ weit aufgemacht. Deshalb konnte er Aussätzige, Benachteiligte, Arme und Reiche, sowie alle, die als Sünder bezeichnet worden sind, annehmen. Er hat sie „in die Mitte“ der Gemeinschaft genommen und ihnen damit wieder Zukunft gegeben.

Sie orten Ausgrenzung und Polarisierung, einen Riss tief durch unsere Gesellschaft bis in die Familien. Was kann die Kirche, was können Sie dazu beitragen, diesen Riss wieder zu flicken?

Ich sehe Spannungen. Von einem Riss würde ich nicht so schnell sprechen. Ich glaube schon, dass wir in unserer Tiroler Gesellschaft eine Zusammengehörigkeit empfinden und tatsächlich auch leben. Natürlich können Vorurteile und Verdächtigungen jederzeit an Einfluss gewinnen und damit Barrieren aufbauen. Nicht selten kommt es vor, dass jemand verunglimpft wird, weil er sich für sozial Benachteiligte engagiert. Gerade das Flüchtlingsthema hat bis in die Familien hinein unglaubliche Diskussionen ausgelöst und zu Konflikten, manchmal auch zu Feindseligkeiten geführt. Ich möchte diese beklemmende Erfahrung einzelner umdrehen: Sind wir doch dankbar, dass es Menschen gibt, die sich über ihre Kräfte hinaus solidarisch betätigen. Diese Menschen strahlen oft viel Güte und Lebenszufriedenheit aus. Und das steckt an. Mein Beitrag ist es, dass ich positive Beispiele echter Mitmenschlichkeit weitererzähle. Diese Personen erleben ihr Engagement nicht als auferlegte Pflicht oder als ein verkramptes Gutmensch-sein-Wollen. Ich möchte gute Geschichten erzählen, wo Menschen füreinander da waren. Das „befruchtet“ mehr und deckt mehr Gräben zu, als wenn man von außen beurteilend einteilt, wer die Guten und wer die Schlechten seien. Was kann die Kirche noch leisten? Mit gutem Beispiel vorangehen, Dankbarkeit als Lebenshaltung vorzeigen und überschaubare Projekte angehen. Ich kann auch nicht jedem Bettler helfen, aber ich nehme mir vor, dass an jedem Tag eine Person eine Kleinigkeit bekommt. Da hilft mir meine Zwei-Euro-Regel: Der erste Bettler, auf den ich stoße, bekommt die zwei Euro. Es ist gut, dass wir in einer pluralen Gesellschaft leben – weltanschaulich, religiös und politisch. Überzeugend ist derjenige, der ein größeres Maß an Welt- und Lebenserfahrung mit seinem Denken und mit seiner

Weltanschauung abdecken kann. Wer auf Exklusion oder auf Abschottung drängt, macht sich ohnehin selbst fragwürdig.

Sie haben in der Steiermark viele Jahre lang die Messen für die afrikanische Community gelesen. Warum gerade für diese?

Vielleicht eine kurze Klarstellung: Die afrikanische Gruppe bei der Bischofsweihe, die getanzt und die Gabenbereitung gemacht hat, war aus Tirol. Wir haben hier in Innsbruck schon seit mindestens 15 Jahren eine afrikanische Community. In Graz besteht die Gruppe hauptsächlich von Leuten aus Nigeria, die in sehr desolaten Verhältnissen gewohnt haben. Sprachlich waren sie nicht so fit, dass sie am deutschsprachigen Gottesdienst hätten teilnehmen können. Außerdem waren sie einen ganz anderen Rhythmus beim Feiern gewohnt. Sie haben durch einen eigenen afrikanischen Gottesdienst innerlich wieder Heimat gefunden. Einige Jahre später hat sich eine spanischsprachige Comunidad gebildet – hauptsächlich mit Leuten aus der Dominikanischen Republik. Sie zählen in Graz zu den Ärmsten. Einige von ihren Frauen sind vor Jahrzehnten angeworben oder nach Graz verführt worden, um als „Tänzerinnen“ in einschlägigen Lokalen zu arbeiten. Später haben sie ihre Familien nachgeholt. Bei den sogenannte „internationalen Gottesdiensten“ haben in den letzten Jahren auch Farsi sprechende Personen aus dem Iran und Afghanistan, die Christen wurden, teilgenommen. Zusätzlich haben wir versucht, durch einen internationalen Frauentreff, eine aktive Pfarr-Caritas, als auch durch die traditionellen Feste die Pfarrgemeinschaft für Andersgläubige, konkret für Muslime zu öffnen. Es hat sich mit Gottes Segen in diesem Viertel viel Positives entwickelt.

Haben Sie zu diesen verschiedenen Communities in Innsbruck oder in Tirol schon Kontakt aufgenommen?

Ich bin dabei. Allen, die sich interessieren, kann ich nur empfehlen, sich die eine oder andere fremdsprachige Gemeinde einmal anzuschauen. Von den großen nenne ich die kroatische Gemeinde, bei der ich schon zu Gast war. Die afrikanische Gemeinschaft trifft sich an jedem Sonntag in der Schutzengelkirche/Pradl um 11 Uhr, um ihre Hl. Messe mit westafrikanischen Gospels zu feiern. Wir sind als Kirche bemüht, dass wir innerhalb der vorhandenen Vielfalt einerseits die kulturellen Eigenprofile fördern, aber andererseits auch auf die Einheit achten. Fremdsprachigen Gottesdienste sind ein Ausweis katholischer Weltkirche mitten in Tirol. Einmal im Jahr gibt es den sogenannten „Sonntag der Völker“: Das wird heuer der 24. September sein. Wir werden im Dom ganz multikulturell die Sonntagsmesse feiern, gefolgt von einem bunten Fest auf dem Platz vor der Bischofskirche.

Ist das eine Erfindung von Ihnen?

Nein, den „Sonntag der Völker“, früher hat er „Ausländersonntag“ geheißen, gibt es in ganz Europa. Er wurde auch hier in Innsbruck schon einige Male begangen.

Sie sind erst wenige Monate da und haben doch gleich auf unschöne Seiten von Innsbruck hingewiesen: das Nächtungsverbot zum Beispiel. Will mit Ihnen die Kirche wieder etwas politischer werden?

Wenn notwendig, ja. Allerdings hat sich die Kirche dieses Landes in gesellschaftspolitischen Fragen auch schon durch meinen Vorgänger deutlich zu Wort gemeldet. Manfred Scheuer hat einiges an Überzeugung grundgelegt, nicht zuletzt durch seine Beschäftigung mit Personen aus der Nazizeit, die ihrem Gewissen gefolgt sind: Otto Neururer und Pater Jakob Gapp, um nur zwei von ihnen zu nennen. Wenn ich als Bischof sehe, dass in der Gesellschaft die soziale Fairness abhandenkommt, oder dass gegenüber gewissen Gruppen kein Respekt mehr vorhanden ist, dann muss ich mich zu Wort melden. Aber ich bin nicht der Oberlehrer oder die eingebildete Moralinstitution des Landes. Zuerst ist es meine Aufgabe, das Evangelium von Jesus zu verkünden. Das ist ein tiefer Friede und eine Freude für alle Menschen! Diese Frohe Botschaft ist jedoch auch widerständig gegenüber jeder Form von Ausgrenzung. Wir leben als Christen nicht in einer transzendenten Sonderwelt, sondern mittendrin in diesem nervösen, komplexen, aber auch wunderschönen Gemenge von Leben. Wenn wir das neue Leben bezeugen, das uns von Jesus geschenkt wurde, dann hat das gesellschaftsverändernde Kraft. Das beginnt schon mit einfachen Dingen – mit einem Plus an Freundlichkeit, mit einem Plus an Gespür füreinander und Aufmerksamkeit, auch mit einem Plus an Zivilcourage. Wichtig ist, viel und offen miteinander zu kommunizieren. Dadurch lassen sich viele Probleme lösen. Immer dann jedoch, wenn Eitelkeit und Befindlichkeiten in einem beträchtlichen Ausmaß im Spiel sind, versteht man sich bald nicht mehr. Dann sind Vermutungen und Verdächtigungen tonangebend.

Aber Sie haben den Ruf mitgebracht, dass Sie nicht davor zurückschrecken, ein klares Wort zu sprechen.

Hoffentlich werde ich diesem Ruf gerecht. (lacht) Ich bin mir aber oft unsicher, wann und wie ich mich zu Wort melden muss. Meine Stellungnahme soll ja nicht überzogen oder übertrieben sein, aber natürlich auch nicht feig oder konfliktscheu. Außerdem ist es immer leicht, von anderen Toleranz einzufordern. Sie selbst zu leben, ist noch einmal etwas Anderes. Die ethische Latte für andere hoch zu legen, das geht leicht. Aber dann konkret selbst etwas mehr an Geduld, an Herzblut, vielleicht auch an Geld zu investieren, um die Welt ein bisschen gerechter zu machen, ist die wirkliche Herausforderung.

Abschließend in Anlehnung an ihre Weihnachtspredigt und vielleicht um eine Spur privater die Frage: Wie geht für Sie persönlich „glücklich sein“?

Indem man die Faktoren, die das Unglücklich-sein heraufbeschwören, möglichst ausschaltet. (lacht) Das Glück kann man nicht direkt anstreben. Es stellt sich ein, wenn man versucht, möglichst normal zu leben und sich täglich in die Dankbarkeit einzuüben. So probiere ich es zumindest. Außerdem möglichst offen mit jenen Menschen umzugehen, die mit uns leben und arbeiten. Das ist mein persönlicher Weg zum Glück. Es lässt sich nicht programmieren. Es ist meine feste Überzeugung: Glücklich wird man nicht, indem man den ganz großen Glücksverheißungen nachläuft. Auch der Wahn zur Optimierung des Lebens, dass man alles ausreizen muss, führt nicht zum Glück. Meine Eltern würde ich als glücklich bezeichnen. Sie führen ein einfaches, schlichtes Leben mit einem großen Vertrauen auf Gottes Führung.

Brauchen Sie da die Kunst dazu?

(Lacht) Ja, die gehört schon dazu. Sie ist für mich mehr als nur ein Hobby. Ich beschäftige mich hauptsächlich mit bildender Kunst. Für Musik und Theater habe ich leider zu wenig Zeit. Ins Kino gehe ich gerne. Kunst intensiviert das Leben. Und Glück gibt es nur durch Lebensintensität, nicht durch Oberflächlichkeit. Sich selbst ganz vergessen, das passiert in einem glücklichen Moment durch Kunst.